

SEBASTIAN BRATHER, *Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen*. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 42. Verlag Walther de Gruyter, Berlin/New York 2004. 807 Seiten, 94 Abbildungen, 25 Tabellen.

Der Verfasser bedauert, dass eine wissenschaftliche Revolution in der prähistorischen Forschung bisher nicht stattfand und traditionelle Forschungsprogramme weiterhin verfolgt werden, vor allem bei ethnischen Zuordnungen. Von Anfang an ist zu spüren, dass er es ablehnt, ethnische Identitäten aus Sachgut mit archäologischen Methoden zu erschließen (S. 3). Dies hat er zudem in mehreren Vorträgen (u. a. Leipzig, Mannheim 2000) und Aufsätzen (u. a.: *Ethnische Identitäten als Konstrukte der frühgeschichtlichen Archäologie*. *Germania* 78, 2000, 139–177) kund getan. Als wesentlichen Ansatzpunkt seiner Studie nennt Brather die Ergebnisse von Siân Jones (*The archaeology of ethnicity. Constructing identities in the past and the present* [London/New York 1997]), die den subjektiven Charakter ethnischer Selbstidentifikation betont (S. 9); damit wird bereits deutlich, dass Brather sich auf Gedanken von Historikern, Kulturanthropologen und Soziologen stützt und nicht von archäologischen Quellen herkommt arbeitet. Brather argumentiert theoretisch und reiht eine Behauptung an die andere. Ich werde versuchen, seine Standpunkte wiederzugeben. Die ethnische Interpretation in der frühgeschichtlichen Archäologie müsste, sensibilisiert durch die Arbeit des Verfassers, nun vom archäologischen Material ausgehend, noch einmal aufgerollt werden, das kann ich im Rahmen dieser Rezension nicht leisten.

Die erste zentrale Frage Brathers gilt Gruppierungen, die eine starke Identität entwickelten, denn jedermann, wie wohl auch jede Frau, gehöre verschiedenen sozialen Gruppen an, wobei ethnische Übereinstimmung nur eine der Gruppenidentitäten sei (S. 616). Auf die komplexen sozialen Verhältnisse in frühgeschichtlichen Gesellschaften weist Brather in einem Aufsatz (*Zeitschr. Arch. Mittelalter* 32, 2004, 1–58) detaillierter und konkreter hin; darauf komme ich zum Schluss noch einmal zurück. Die zweite zentrale Frage betrifft die Voraussetzungen für eine ethnische Interpretation (S. 5). Kapitel I »Fragestellung« wirft allerdings weniger Fragen auf, sondern beschreibt mehr die Gliederung der Studie. Mehrmals weist Brather darauf hin, dass er die Fragen neu und anders stellen möchte (S. 7; 27; 31; 353) und das Problem in der Fragestellung liege (u. a. S. 294).

Da es sich um vielschichtige Fragen handelt, geht er weit ausholend der Geschichte ethnischer Interpretationen in der prähistorischen Forschung nach (S. 5; Kap. II). Er fordert schließlich, dem Gedankengang von Hans Jürgen Eggers, dass archäologische und literarische Quellen nicht zu gleichen Ergebnissen kommen müssten, konsequent weiter zu folgen, weil der Charakter der Archäologie als historische Wissenschaft auch ohne ethnische Interpretation erhalten bleibe. Fehlt da nicht das Salz in der Suppe? Warum sollen Menschen aus dem Elb-Saale-Gebiet im 5.–6. Jh. nicht als Thüringer angesprochen werden. Wir wissen doch, wo und zu welcher Zeit Langobarden im 6. Jh. siedelten. Wie anders als über diese ethnischen Bezeichnungen können wir mit Historikern ins Gespräch kommen? Ein Hauptproblem ethnischer Interpretation archäologischen Materials sieht Brather darin, dass dieses Paradigma bereits abgefragt wird, bevor andere Erklärungen erwogen werden (S. 565). Müssen ergebnislose Kartierungen, Überlegungen und Theorien immer fixiert werden? Der Verfasser unterstellt der frühgeschichtlichen Archäologie methodische Einseitigkeit, die er analysieren will, um anschließend Alternativen aufzeigen zu können (S. 27). Seine späteren Analysen zeigen dann allerdings, dass er sich nicht in archäologische Untersuchungen vertieft, sondern diese nur mit seinen Theorien konfrontiert.

Wie die Begriffe Volk, Kultur, Sprache und Rasse zu verstehen sind, in Zusammenhang mit Beobachtungen, dass Gesellschaften nicht einschichtig sind und sich selten scharf abgrenzen lassen, ist ein weiteres Thema (S. 6; Kap. III): Diese Begriffe wurden im 19. Jh. geprägt, und ihre Verflechtungen würden selten durchdacht. Noch problematischer werde es, wenn einer dieser Begriffe von unterschiedlichen Disziplinen verwendet wird, deren Erkenntnisse unterschiedliche Bereiche der einstigen Realität betreffen (S. 31 f.). Für die wissenschaftliche Analyse erhalte der Begriff Ethnos nur einen Sinn, wenn er nicht klassifizierend, sondern beschreibend verwendet werde (S. 51; 322); ich kann da keinen Unterschied erkennen.

Kultur bezeichnet die vom Menschen selbst geschaffene Welt (S. 54); im archäologischen Fundmaterial schlagen sich wesentliche Teile der geistigen Welt jedoch nur gebrochen nieder (S. 76). Heute konkurrieren zwei gegensätzliche Auffassungen von archäologischer Kultur. Das methodische Problem liegt nach Brather in der Definition von Kultur. Der eine Ansatz geht davon aus, dass es sich bei einer archäologischen Kultur um eine tatsächlich vorhandene, von Zeitgenossen auch bewusst wahrgenommene Gruppierung handelt. An den jüngst von Volker Bierbrauer und Frank Siegmund beschriebenen Kulturmodellen in der frühgeschichtlichen Archäologie kritisiert Brather, dass sie homogene Verhältnisse voraussetzen und bezweifelt, dass eine solche Teilung der gemeinsamen Lebenswelt gerecht wird, weil die Gruppen sich eben nicht als einheitliche und abgegrenzte Blöcke gegenüberstünden, sondern die Entwicklung gemeinsam vollzogen (S. 71 f.; 564). Brather übersieht, dass die ethnische Fragestellung immer dann

aktuell wird, wenn solche Blöcke erstmals zusammen-treffen und durchaus noch als jeweils homogen betrachtet werden dürfen. Entscheidender ist für ihn, dass die Annahme einer einheitlichen, scharf umgrenzten archäologischen Kultur in deutlichem Widerspruch zu heutigen ethnosoziologischen Modellen steht, die innere Abstufungen und uneinheitliche Veränderungen betonen. Diese Binnendifferenzierung der Gesellschaften bereite auch Akkulturationskonzepten große Schwierigkeiten, soweit sie wechselseitige Beeinflussung auf der Basis abgegrenzter Kulturen zu ermitteln suchen (S. 74).

Der zweite Ansatz betrachtet archäologische Kulturen als beschreibende Ordnungsbegriffe. Da von einem ständigen kulturellen Wandel sowie unterschiedlich verbreiteten Kulturelementen auszugehen sei, seien archäologische Kulturen ein Gebilde – Brather verwendet dafür gern das Fremdwort Konstrukt – der Wissenschaft (S. 162; 526), deren Bedeutung für die Zeitgenossen sich nicht beurteilen lasse (S. 581). Nach seiner Ansicht sollten nur langfristige Entwicklungen im Mittelpunkt archäologischer Interpretationen stehen, quasi das Fundament, auf dem sich die politische Geschichte abspielt (S. 75 und Kap. VI).

Um archäologisches Material ethnisch zu interpretieren, müsse geklärt werden, unter welchen Bedingungen ethnische Zusammengehörigkeitsgefühle überhaupt entstehen, wie sich soziale und ethnische Gruppen darstellen und erkennbar werden (S. 6f.; Kap. IV). Unter Identität wird eine subjektive Selbst-Zuordnung, das Bewusstsein sozialer Zugehörigkeit verstanden (S. 97). Vorhandene Unterschiede innerhalb einer Gruppe lassen sich durch Abgrenzung zu anderen ausblenden, nur ethnische Identität ist von der Konfrontation mit anderen abhängig (S. 620f.). Gruppenidentitäten spielen für die historische Entwicklung von Gesellschaften eine wichtige Rolle (S. 98), sie sind aber weder homogen noch abgeschlossen (S. 101). Identitäten bilden den Orientierungsrahmen für soziales Handeln (S. 103). Das methodische Problem der Archäologie bestehe in der Beurteilung der Rolle des Einzelnen innerhalb sozialer Gruppen (S. 98 mit Abb. 14), aus der sich seine Gruppenbindung ergebe. In den Mittelpunkt des Interesses rückt dann hinsichtlich der ethnischen Identität das Erscheinungsbild von Gruppen (S. 98). Ethnische Identität, auch als Gemeinsamkeitsglaube oder kollektives Bewusstsein bezeichnet (S. 106) oder als komplexe Vorstellung gemeinsamer Kultur und Abstammung (S. 313), umfasst eine Gesellschaft, die räumlich und sozial begrenzt ist (S. 104). Darum siedelt Brather sie auf einer höheren Ebene an, primär auf der Ebene der politischen und Ereignisgeschichte (S. 350), von der er annimmt, dass sie der Archäologie verschlossen bleibe (S. 520). Ethnizität stelle die mit Hilfe weniger kultureller Merkmale (S. 107) definierte soziale Identität dar, die soziale Unterschiede überdecke (S. 164). Repräsentiert wird ethnisches Bewusstsein oft nur von einer Elite (S. 105), wobei soziale Eliten als Identitätskerne fungieren (S. 112). Entscheidend für ethnische Abgrenzung sind Wahrnehmung und Handlung von Gruppen; in Krisen und

Übergangsphasen können Identitäten rasch wechseln (S. 108). Um die Vielfalt ethnischer Identitäten zu erklären, bedient sich der Verfasser bei der Ethnosoziologie (S. 109f.). Ethnische Identitäten entstehen durch historische Prozesse (S. 111); sie differieren je nach historischem und regionalem Kontext (S. 156). Gesellschaften brauchen die Erinnerung an ihre Vergangenheit zur Selbstdefinition (S. 115). Die Rolle ethnischer Identitäten im Alltag der meisten Menschen ist nicht abzuschätzen (S. 113).

Die Kernfrage, »wieweit lassen sich ethnische Identitäten im archäologischen Fundgut wieder finden?«, wird mehrfach umkreist. Das Problem ist, dass die ermittelten Zeichen auch in den Augen der Zeitgenossen irgend eine Rolle bei der ethnischen Identifizierung gespielt haben sollten. Die antiken Ethnographien bieten keinen Einblick in ethnische Identitäten (Kap. IV,7; S. 163). Völkernamen wie Kelten, Germanen und Slawen sind Oberbegriffe der antiken Ethnographie (S. 131; 225; 228). Erst im frühen Mittelalter operieren alle zeitgenössischen Quellen mit ethnischen Bezeichnungen (Kap. IV,8). Die Frage ist allerdings, wer oder was jeweils gemeint war (S. 141f.). Die ethnischen Bezeichnungen sind mehrdeutig, die Terminologie schwankt; gebietsbezogene Gruppenidentitäten können nicht schlüssig abgeleitet werden (S. 145). Zum Beispiel verbergen sich hinter Franken, abhängig von Zeit und Situation, verschiedene Bedeutungen (S. 156; 193). Unbestritten trafen in Spätantike und frühem Mittelalter verschiedene kulturelle Traditionen auf dem Gebiet des Imperium Romanum zusammen, bezeichnet *Francus* einen *ingenuus*, der für das Heer verfügbar war, *Romanus* einen steuerzahlenden Grundbesitzer (S. 144; 147; 294), doch bezweifelt Brather, dass sich die Bevölkerung auf zwei homogene, abgegrenzte ethnische Gruppen – Romanen und Germanen – aufteilen lasse. Wegen der raschen Akkulturation können weder Waffengräber noch Beigaben führende Bestattungen pauschal als germanisch angesehen werden (S. 295), denn es handle sich um Statussymbole (S. 300). Mit Franken werden im 7. Jh. sowohl regionale soziale Eliten als auch ein übergentes Herrschaftsgebilde (S. 152) bzw. die politische Oberschicht im Merowingerreich (S. 192) bezeichnet. Noch im 8. Jh. wird nur eine kleine Gruppe politisch Handelnder als Franken verstanden (S. 146). Die gentile Identität erweist sich meist als Begriff für einen politischen Verband (S. 157), für eine soziale Elite in Königsnähe bzw. für das Heer (S. 148). Die Einseitigkeit der Schriftquellen und wie die darin unerwähnt bleibenden Unpolitischen zu benennen sind, wird nicht weiter diskutiert. Für wechselnde Zuschreibungen von Einzelpersonen wird das Beispiel eines Herzogs angeführt (S. 149; 290). Ethnische und geographische Termini sind oft vermischt (S. 150), mit Alamannen wird z. B. die regionale Identität in einem merowingischen Herzogtum beschrieben (S. 192). Eine Vielzahl von Ethnogenesen vollzog sich in Spätantike und im frühen Mittelalter auf dem Boden des Imperiums (S. 154) oder um militärische Anführer und Sippenrepräsentanten (S. 155). Aus den Angaben in

schriftlichen Quellen lassen sich jedoch kaum materielle Zeichen erschließen, die der Archäologie zugänglich wären (S. 158; 315; 318).

Bei der ethnischen Deutung archäologischer Quellen steht fast immer eine räumliche Verbreitung im Mittelpunkt des Interesses (S. 159; 518). Da es Brather um grundsätzliche methodische Probleme geht (S. 160; 304 ff.) und er den Versuch ethnischer Interpretation unter methodologischem Blickwinkel betrachtet (S. 161), lautete seine zentrale Frage nicht, wie, sondern ob sich Ethnos und Kultur miteinander verbinden lassen (S. 159; 326).

Mit fünf Schwerpunkten versucht er alle in der Archäologie erörterten Varianten ethnischer Interpretation zu erfassen (S. 160): Zuweisung von Siedlungsräumen bzw. Parallelisierung von Kultur und Ethnos als am weitesten verbreitete Variante (Kap. V,9), Kontinuitäten (Kap. V,10), Ethnogenese (Kap. V,11), Wanderung (Kap. V,12) und Fremde (Kap. V,13). Als methodisches Problem erweist sich die Zusammenarbeit der drei Disziplinen Historiographie, Linguistik und Archäologie, denn jede Disziplin arbeitet mit eigenen Begriffen, wie an den Beispielen Kelten – Hallstatt- und Latène-Kultur (S. 166 ff.), Germanen und Jastorf-Kultur (S. 174 ff.), Slawen – Prag-Korčak – und Sukow-Dziedzice-Kultur (S. 184 ff.) aufgezeigt wird. Als ethnisches Beispiel von Stammesverbänden werden Franken und Alamannen angeführt (S. 192 ff.). Den von Frank Siegmund nachgewiesenen kulturellen Differenzierungen fehle jegliches Indiz, dass es sich um ethnische Identitäten handele (S. 197). Ob kulturelle Veränderungen mit Ethnogenese zusammenhängen und kulturelle Weiterentwicklungen mit ethnischer Kontinuität (Kap. V,10–11), wird wiederum an den Beispielen der Kelten (S. 206 ff.), Germanen (S. 210 ff.) und Slawen (S. 213 ff.) besprochen. Die Parallelität und Kongruenz von sprachlicher, kultureller und ethnischer Entwicklung wird vor allem bei den Germanen in Frage gestellt. Für die Konstituierung aller drei Gruppen spielten äußere Einflüsse eine entscheidende Rolle, Akkulturationen und Fremdwahrnehmungen dürften parallel verlaufen sein (S. 217 f.). Allein kulturelle Kontinuität reiche aber nicht aus, um den Zeitpunkt der Ethnogenese zu bestimmen (S. 218). Auch wenn diese sprachlich definierten Großgruppen von der Archäologie mit umfassenden Kulturräumen identifiziert werden, dürfen diese mangels Bewusstsein einer Zusammengehörigkeit nicht als Ethnien bezeichnet werden (S. 219; 228). Um Ethnien kann es sich nur bei einzelnen keltischen, germanischen oder slawischen *gentes* handeln (S. 219 f.). Die Alamannen sind ein gutes Beispiel, wie unterschiedlich Ethnogenese beurteilt werden kann. Entweder gab es hier mehrere Ethnogenesen oder einen nie abgeschlossenen kontinuierlichen Prozess; im archäologischen Fundmaterial spiegle sich dieser aber allenfalls in Ansätzen wieder (S. 232–236). Die unterschiedliche Bewertung archäologischer Quellen im Hinblick auf Wanderungen hänge stets mit den Aussagen schriftlicher Quellen zusammen, dies gelte bereits für die Kelten (S. 240–248). Der Goten-Name verbinde je-

doch die unterschiedlichsten Gruppierungen, in ethnischer, sozialer oder territorialer Hinsicht (S. 257 f.). Brather unterstellt, dass die Archäologie das Volk der Goten sicher nicht über mehrere archäologische Kulturen hinweg verfolgen würde (S. 228–231; 255–268), wenn es die von Jordanes überlieferte Konstruktion gotischer Geschichte nicht gäbe, in der er keine verlässliche Grundlage sieht (S. 255; 542). Er erkennt die Tatsache, dass sich vor allem die Forschungen von Volker Bierbrauer auf ein über die Gräber- als auch die Siedlungsarchäologie erarbeitetes Kulturmodell stützen und es für die Periode, als Goten an das Schwarze Meer zogen und erstmals an die Grenzen des Römischen Reichs stießen, die schriftlichen Quellen inklusive Jordanes mehr als kärglich sind (Die ethnische Interpretation der Sıntana de Mureş-Černjachov-Kultur. In: G. GOMOLKA-FUCHS [Hrsg.], Die Sıntana de Mureş-Černjachov-Kultur. Akten Internat. Koll. Caputh 1995. Koll. Vor- u. Frühgesch. 2 [Bonn 1999] 211–238). Im Fall der Zuwanderung nach England im 5. Jh. sind Ausgangs- und Zielgebiet bekannt, der Weg jedoch unklar. Das Ende des römischen Britannien erzwang die Entwicklung neuer Identitäten (S. 268 ff.). Die Möglichkeit, ethnisch fremde Personen zu identifizieren, bestehe nur in einem fremden homogenen Raum. Auch die Koexistenz von größeren Gruppen unterschiedlicher Herkunft sei denkbar (S. 276 ff.). Doch über Koexistenz, Abschottung oder Integration und Akkulturation könne aus archäologischer Sicht meist nur spekuliert werden, weil zwischen individueller Mobilität und kulturellem Austausch nicht begründet unterschieden werden könne (S. 282). Der Verfasser bemängelt, dass in den merowingerzeitlichen Gräberfeldern von Altenerding, Schretzheim und Pleidelsheim nur Frauen fremder Herkunft bestimmt und Fibeln zum entscheidenden Symbol ethnischer Herkunft stilisiert wurden. Er setzt dagegen, dass gerade jene ethnisch bezeichneten frühmittelalterlichen Gruppen, Gruppen von Männern waren (S. 283–286), und übersah, dass sowohl in Schretzheim (U. KOCH, Das Reihengräberfeld bei Schretzheim [Berlin 1977] 188) als auch Pleidelsheim (U. KOCH, Das alamannisch-fränkische Gräberfeld bei Pleidelsheim [Stuttgart 2001] 384) von Familien die Rede ist, weil auch in Männergräbern Hinweise auf die fremde Herkunft vorhanden sind. Wesentlich besser identifizierte mittlerweile Max Martin die thüringischen Männer (Thüringer in Schretzheim. In: Reliquiae Gentium. Festschr. Horst Wolfgang Böhme 1 [Rahden 2005] 285–302) und zeigte einmal mehr, wie viel weiter der Weg von unten, die sorgfältige und genaue Analyse archäologischer Quellen, führt. Brather bestreitet auch nicht, dass es im frühen Mittelalter Wanderungen und Umsiedlungen gab und diese ihre Spuren hinterlassen haben können, doch bleibe das methodische Problem, Erklärungsmöglichkeiten begründet zu unterscheiden (S. 287). Ich kann nur immer wieder darauf hinweisen, dass eine der wichtigsten Voraussetzungen für jegliche Interpretation die Sorgfalt bei der chronologischen Zuordnung ist. So rechnet Brather nach Eingliederung des Thüringerreiches und der Ala-

mannen in das Merowingerreich mit sozialen Ausgleichs- und Anpassungsprozessen, und die beiden Herzöge Leuthari und Butilin müssen wieder einmal für den Fortbestand einer sozialen, sich dann vollständig fränkisch gebenden Elite in der Alamannia erhalten (S. 289 f.). Warum wird nicht unterschieden zwischen dem nach kriegerischen Auseinandersetzungen bereits zu Beginn des 6. Jhs. dem Frankenreich angegliederten alamannischen Gebiet in Nordwürttemberg und Nordbaden, wo die reichen Grablegen abrechen, und der 536/37 von den Ostgoten übernommenen *Alamannia*? Erst zu diesem späteren Zeitpunkt tauchten die vornehmen Brüder auf (Quellen zur Geschichte der Alamannen 5 [Sigmaringen 1983] 22).

Brather vermisst bei den bisherigen ethnischen Interpretationen von archäologischem Material systematische Anwendungen theoretischer Modelle (S. 304) und vor allem den Zugang zum Selbstverständnis der Zeitgenossen (S. 305 f.; 519). Auch durch eine Kombination mehrerer kultureller Merkmale würden Stammesverbände nur diffus und variabel identifiziert (S. 306 ff.). Bei den Einzelobjekten bleibe das Problem, ob überhaupt materielle Symbole ethnisch gebraucht wurden (S. 310; 567 ff.). Er ist der Meinung, dass Kleidung bei weitem nicht das wichtigste Mittel war, ethnische Identität mitzuteilen, sondern vor allem sozialen Rang demonstrieren sollte (S. 314). Und weil es in schriftlichen Quellen keine Hinweise auf ethnische Symbole gibt, seien solche auch archäologisch nicht zu finden (S. 317 f.; 569 f.; 577).

Da ethnischen Interpretationen keine aus der Archäologie entwickelten Fragestellungen zu Grunde liegen (S. 319), versucht der Autor nun, die Interpretationsmöglichkeiten der Archäologie grundsätzlich zu klären. Das umfangreichste Kapitel VI (S. 323–577) ist den strukturellen Alternativen gewidmet. Es enthält zunächst zahlreiche Wiederholungen aus den vorangegangenen Kapiteln und befasst sich dann überwiegend mit so grundlegenden Eigenschaften und Aussagemöglichkeiten der Archäologie, wie sie in Proseminaren besprochen werden sollten: Wenn geordnetes und zusammengefasstes archäologisches Material historisch interpretiert wird, können räumliche und zeitliche Entwicklungen beschrieben werden, sie enthalten Wirtschafts-, Verkehrs-, Kulturräume, Werkstattkreise, Technikbereiche, Sozialstrukturen und Lebensverhältnisse (S. 8; 330). Doch einen methodischen oder inhaltlichen Zusammenhang mit Ethnos, dem Niederschlag eines subjektiven Gruppenbewusstseins, sieht Brather nicht und fragt sich, ob ethnische Identitäten überhaupt ein Thema der archäologischen Forschung sein können (S. 8; Kap. VI), denn dem Charakter archäologischer Quellen würde eine solche Fragestellung nicht gerecht (S. 323). Über geistige Kultur, soziale Abgrenzungen, religiöse Vorstellungen, politische Verbände, rechtliche Konzepte gäben archäologische Quellen nur mehrfach gefiltert fragmentarische Auskunft (S. 335). Die Sozial-, Wirtschafts- (S. 336 f.) und Kulturgeschichte (S. 351), auch die Alltäglichkeiten des Alltags sind zugänglich (S. 338; 353), außen vor bleibe der Bereich des Politischen und die Er-

eignisgeschichte (S. 339). Regelmäßigkeiten und Übereinstimmungen (S. 343), längerfristige Entwicklungen und Strukturen (S. 352 f.) lassen sich mit archäologischem Material erfassen; der abweichende Einzelfall entziehe sich dagegen individuellen Erklärungen. Mir leuchtet nicht ein, warum erkennbare kurzfristige Prozesse im archäologischen Material ausgeklammert werden sollen, warum in einem Gräberfeld ganz individuelle Erscheinungen nicht als solche angesprochen und erklärt werden dürfen, was in der ersten Generation natürlich immer auch Überlegungen zur Herkunft einschließt. Brather verlangt eine Fragestellung, die strukturelle Verhältnisse in den Mittelpunkt rückt (S. 353 f.; 514). Denn eine strukturelle Betrachtungsweise argumentiere auf einer quellennäheren und allgemeineren Basis, dadurch würden die nicht zu einem befriedigenden Ergebnis gelangenden Diskussionen um historische Erklärungen und ethnische Deutungen vermieden und die Aussagekraft der Quellen nicht überstrapaziert (S. 514; 521; 532).

In diesem Sinne handelt er die archäologischen Quellen – Gräber, Siedlungen, Hortfunde – unter verschiedenen Gesichtspunkten noch einmal ab (S. 354–513). Auch dieses Kapitel enthält so manche nicht zutreffende Behauptung und Ungenauigkeit. Nur ein Beispiel, wo es um die kulturelle und soziale Bedeutung des Essens und Trinkens geht, um das Mahl und den Kreis der Beteiligten. »Die Grabfunde machen deutlich, dass dies eine Welt der Männer war.« Dem widersprechen die Grabbeigaben wie Bronzebecken und Holzleimer, die zur Ausstattung eines großen Mahles gehörten, aber nicht nur in Männergräbern vorkommen, sondern auch in den Gräbern zahlreicher wohlhabender Frauen an Rhein und Neckar; ich zähle sie im 6. Jh. zu den Statussymbolen einer Hofherrin (zuletzt: Frauen in verantwortungsvoller Position: drei Frauen – zwei Gräber von Mannheim-Vogelstang. In: *Reliquiae Gentium. Studia Honoraria* 23. Festschr. Horst-Wolfgang Böhme 1 [Rahden/Westf. 2005] 263–272). Das umfangreiche Kapitel VI stützt sich nicht – wie die Einführung in die Vor- und Frühgeschichte von Hans-Jürgen Eggers – auf eigene archäologische Untersuchungen, sondern ist eine fleißige Literaturrecherche. Das zeigen zum einen sehr deutlich die eingestreuten Tabellen und Graphiken, die alle den Hinweis auf eine fremde Herkunft enthalten, zum anderen der umfangreiche Anmerkungsapparat mit entsprechend langer Literaturliste, in der Materialeditionen nicht gerade überwiegen. Neu ist Tabelle 18 mit einer Gegenüberstellung der Interpretationsmöglichkeiten und -ziele einer strukturellen Betrachtung einerseits und eines auf den Einzelfall zielenden historistischen Ansatzes andererseits (S. 515).

Brather möchte die frühgeschichtliche Gesellschaft gern gleichzeitig unter mehreren Perspektiven betrachten, der Vielzahl von einwirkenden Faktoren Rechnung tragen und stets bedenken, wie kompliziert und mehrschichtig historische Prozesse sind (S. 518 f.; 627). Er möchte bei historischen Interpretationen im Rahmen der Möglichkeiten bleiben, d. h. strukturelle Bedingungen untersuchen (S. 523). Er will ethnische Deutung

nicht gegen strukturgeschichtliche Erklärungen ausspielen, sondern gegeneinander abwägen (S. 525); groß ist der Unterschied hier wohl nicht. Dazu stellt er ein Modell vor, mit der Ordnung des Fundmaterials in der ersten Ebene, den strukturgeschichtlichen Erklärungen in der zweiten Ebene und einem eingeschränkten Zugang zur dritten Ebene mit den Ereignissen (S. 521 f. Abb. 85). Nach der Feststellung, dass Kartierungen von Funden Siedlungsareale und Kommunikationen widerspiegeln, Ethnien Kommunikationsgemeinschaften sind und zwischen Gemeinsamkeitsglauben und Sachkultur eine lockere, mittelbare und indirekte Beziehung existiert, stellt er noch einmal die Frage, welche Züge der materiellen Kultur für die hypothetische Abgrenzung ethnischer Gruppen zu berücksichtigen sind (S. 532). Auszuschließen sind Verbreitungsbilder, die von wirtschaftlichen Faktoren bestimmt sind (S. 533), das betrifft auch Kleidungsbestandteile, solange keine Klarheit über Produktion und Vertrieb besteht (S. 534). Weil ethnisches Selbstverständnis als Verhalten anderen gegenüber zu verstehen ist, könne es nicht aus Totenritualen, dem Umgang mit den eigenen Toten, erschlossen werden (S. 534 f.). Warum gerade Totenrituale, die mit Traditionen derart behaftet sind, keine ethnischen Unterschiede erkennen lassen, leuchtet wohl kaum ein. Dann wird weiter theoretisiert: dass es sinnlos sei, nach Abgrenzungen zu suchen, da sich Kulturräume weder als homogen noch abgegrenzt erweisen (536 f.), dass sich kulturelle und ethnische Identität nicht parallelisieren lassen, auch nicht mit archäologisch nachweisbarer Bevölkerungskontinuität (S. 537–544). Die Frage, was mit ethnischen Kontinuitäten im Einzelfall gemeint sei, zeigt das ganze Dilemma, denn biologisch wie kulturell seien Kontinuitäten ja die Regel (S. 541). Und das Ergebnis: eine Kultur lässt sich nicht über Kontinuitäten, sondern nur regionen- und zeitspezifisch beschreiben (S. 544). Ein Problem der Archäologie sei, dass sich neu entstehende bzw. entstandene Identitäten nicht in der Sachkultur niederschlagen müssen (S. 547). Dies Problem hat allerdings nur, wer vom theoretischen Modell her kommt, nicht wer von den Funden und Befunden ausgeht!

Ethnische Gruppen bildeten sich meist allmählich, daher hängen Kontinuitäten und Ethnogenese eng zusammen. Für die Archäologie sei es interessant, die kulturellen Veränderungen in struktureller Hinsicht zu beobachten. Art und Weise der Veränderungen würden dann Rückschlüsse auf die Dynamik der Kulturentwicklung erlauben (S. 549 ff.).

Ein weiterer Punkt in den Überlegungen über ethnische Deutung oder strukturgeschichtliche Erklärung betrifft die Wanderungen. Aus unterschiedlichen Gründen waren selten Einzelpersonen mobil, mobil waren in der Regel Teile von Populationen, die sich an traditionelle Bahnen hielten (S. 551 ff. mit Abb. 88). Eindeutige Kriterien, Wanderungen und Gütertausch auseinander zu halten, gebe es nicht (S. 554 Tab. 21). Kleinräumige Verschiebungen blieben im archäologischen Fund ohnehin unentdeckt (S. 557). Bei einer strukturellen Betrachtungsweise

erscheine es wichtiger, was Kommunikation und Austausch in der jeweiligen Gesellschaft bewirkten (S. 558). Häufigkeit und Vorbildwirkung fremder Objekte seien zu berücksichtigen, um die relative Bedeutung für die einheimischen Verhältnisse abzuschätzen (S. 565). Fremde Objekte oder Kleidung und abweichende Bestattungssitten oder Bauweisen sind als fremde Beeinflussung zu werten (S. 559). Eine begründete Entscheidung zwischen fremder Person oder Fremdgut hält der Autor auch im Einzelfall für kaum möglich (S. 562). Er räumt zwar ein, wenn man nicht nur Kleidung, sondern auch die Anlage des Grabes, also den Gesamtbefund zum Ausgangspunkt macht – was eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein sollte – so könnten sich die Hinweise auf fremde Herkunft verdichten, zieht dann aber gleich wieder zurück (S. 563), denn Gräber wurden von Hinterbliebenen angelegt, und ob diese die Regeln noch kannten? Auch wenn verschiedene kulturelle Traditionen auszumachen sind, bleibe das Problem, kulturelle Merkmale eindeutig zuzuweisen (S. 564). Aufschlussreich seien auch nicht die vermuteten ethnischen Unterschiede, sondern die sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Möglichkeiten, die sich den Menschen ungeachtet ihrer Herkunft innerhalb ihrer gemeinsamen Lebenswelt böten (S. 564). Der ethnischen Identität käme für die meisten Zeitgenossen allenfalls eine sekundäre Bedeutung zu (S. 566). Eine eventuell von der ethnischen Herkunft abhängige soziale oder wirtschaftliche Stellung wird nicht erwohnen.

Dass eine Identifizierung regionaler Gruppen mit Zusammengehörigkeitsgefühl, also Ethnien, allein mit archäologischen Methoden nicht möglich sein kann, soll ein Ausflugs in die Prähistorie untermauern (S. 8 f.; Kap. VII), bevor die einzelnen Kapitel ausführlich zusammengefasst werden (S. 615–631). Verdienstvoll ist ein angehängtes Personen-, Orts- und Sachregister.

Wie ich eingangs erwähnte, demonstrierte Brather (Kleidung und Identität im Grab. Gruppierungen innerhalb der Bevölkerung Pleidelsheims zur Merowingerzeit. *Zeitschr. Arch. Mittelalter* 32, 2004, 1–58) seine strukturelle Betrachtungsweise jüngst am Beispiel Pleidelsheim. Er kam zu dem Ergebnis, dass Kleidung und Waffen Gruppenzuordnungen und Rollenverteilungen sichtbar werden lassen und dass das Lebensalter die Grabsausstattung ganz entscheidend beeinflusste. Um die nötigen statistisch relevanten Größen zu erreichen, wurden statt der SD-Phasen 1–10, die den etwa zehn im Gräberfeld beobachteten Generationen entsprechen (U. KOCH, *Das alamannisch-fränkische Gräberfeld bei Pleidelsheim, Kr. Ludwigsburg* [Stuttgart 2001]), nur drei zwar gebräuchliche, aber in diesem Fall doch recht willkürlich eingesetzte Zeitphasen unterschieden. Das nimmt natürlich jede Möglichkeit einer differenzierteren Beobachtung. So ergaben Kartierungen auf dem Gräberfeldplan, wie z. B. alle Familien, alle Gefäße, alle Fibeln, alle Waffen oder die in nur drei Gruppen zusammengefasste Grabarchitektur, keinerlei Sinn. Es sind eben nicht alle 285 innerhalb von etwa 200 Jahren angelegten Gräber als Einheit zu betrachten. In Pleidels-

heim bestatteten in den ersten drei Phasen bis zu drei Familien, dann in SD-Phase 4 nur eine Familie, was nicht allein mit der Ausschnitthaftigkeit des Gräberfeldes zu erklären ist. Im Unterschied zu vielen anderen Gräberfeldern aus der alamannischen Periode in Nordwürttemberg und Nordbaden bricht das Gräberfeld bei Pleidelsheim mit dem Ende von SD-Phase 3 nicht völlig ab, aber teilweise. Dann beginnt ab SD-Phase 5, d. h. in der Zeit König Theudeberts (533–548), auf dem gleichen Areal ein Reihengräberfeld, auf dem nun bis zu fünf fassbare Familien bestatteten, darunter auch die seit alamannischer Periode ansässige. Auch unter strukturellen Gesichtspunkten sollte jedes dieser beiden zu großen Teilen übereinander liegenden Gräberfelder für sich betrachtet werden, allein das würde sicher schon zu wesentlich befriedigenderen Ergebnissen führen. Wenn Inventare »nicht so eng und unmittelbar an die Herkunft der Bestatteten gebunden« gesehen werden und wenn »in gewissen Grenzen flexible Identitäten und Orientierungen der Zeitgenossen für möglich« gehalten werden, werden zwar alternative Interpretationen denkbar, aber

welcher Realität sollen sich diese denn annähern? Wenn der Hiatus auf dem Bestattungsort bei Pleidelsheim, den nur eine Familie von geringer Wirtschaftskraft überbrückt, nicht übersehen wird, erübrigen sich z. B. Überlegungen, ob es zwischen dem Herrn mit Goldgriffspatha in Grab 71 (SD Phase 3) und dem Herrn in dem extrem tiefen, aber beraubten Kammergrab 247 (SD-Phase 5) eine Verbindung gab und ob es sich bei letzterem um einen der einheimischen Alamannen handele, »die aufgrund ihrer Loyalität neuen Herrn gegenüber im Amt blieben« – was letztendlich auch eine ethnische Zuordnung ist.

Ethnische Deutungen bleiben zwar bei Brather eine unter vielen denkbaren – und auf über 600 Seiten mehrfach wiederholten – Möglichkeiten historischer Interpretation archäologischen Materials, werden aber abgelehnt, da sie sich von den archäologischen Quellen viel weiter als strukturgeschichtliche Interpretationen entfernen.

Heroldsberg

Ursula Koch